

Sonntags-Beilage des Halle'schen Tageblattes.

Nr. 8.

Sonntag, 22. Februar.

1885.

Ein deutscher Meister.

Bilder aus Georg Friedrich Händel's Leben

Karl Storch.

Durch Nacht zum Licht.
Händel war fünfundsiebzig Jahre alt. Sein Alter war wie seine Jugend. Sein Geist noch frisch und kräftig, sein Körper ungebogen.
In einem Alter, wo sich sonst der Greis in ein beschauliches Stillleben zurückzieht und sich an den Früchten seiner Arbeit begnügen läßt, war von Händel noch eine größere Anzahl von Werken bedeutendster Art zu erwarten.

Gleich Händel in seiner Jugend und im Mannesalter dem Menschen, wie er in vollen Wellen von den Bergen durch die blühende Landschaft strömt, so war sein Alter weit entfernt, dem Vater Rhein zu gleichen, wie er sich müde und matt in den Sande der Niederungen verläuft. In den Arbeiten seiner letzten Lebensjahre schien er immer noch fortzuschreiten und fast jede brachte nach irgend einer Seite hin überraschende Beweise einer weiteren und neuen Entwidlung.

War ihm früher Verkehr und Umgang Erholung und Zerstreuung zugleich gewesen, so sorgte er jetzt mit der Zeit und konzentrierte alle seine Kräfte auf die Arbeit.

Das Jahr 1751 sah ihn über einen neuen Meisterwerke: dem Oratorium „Jephtah“.

Der Held desselben ist einer starke, unglückliche Vater, der durch seine Gelübde die Tochter dem Tode weicht. Der Stoff war wiederum ein ganz Händel'scher: Der festsichere Jephtah, der von der Höhe seines Glückes sich herabstürzt, die lebliche Tochter, welche mit lebenden Augen ihrem Untergange entgegengeht, ein Volk, welches in Freude und Leid seinem Helden in herzlichster Theilnahme zur Seite steht — Heidenmuth und Seelenschmerz; das war die dankbare Aufgabe für den Künstler, der wie ein König in Reiche der Töne herrscht.

Mit Feuerkraft hatte der Meister seine Aufgabe erfüllt. Den ganzen Januar hindurch sah er an seinem Schreibtisch — aber wie fleißig auch die Feder war, die quellenden Gedanken eilten der schreibenden Hand voraus. Tief auf das Papier bebend, mit äußerster Anstrengung arbeitend, verschwammen ihm die Phantasmen vor den Augen und wenn er auch seinen Tisch an das Fenster rückte, so fehlte ihm doch das rechte Licht.

Ach! es war nicht der Januar mit seinen Wolkenschleiren, der trübte auf des Meisters Schreibtisch. Händel erblindete. Ueber die Ursachen und Entwidlung dieses erbärmungswürdigen Geschehens haben wir nur wenig Nachrichten. Ueberanstrahlung und ererbte Disposition mögen es zu gleichem Theile verschuldet haben.

Im Januar 1753 meldete die Zeitung: „Händel ist gänzlich erblindet.“

Aber wie sich einst der blinde Simion noch einmal auftraffe und in Gotteskraft einherging, so gewann auch Händels maimüde Seele wieder ihre ursprüngliche Kraft und er entschloß sich, seine Oratoriumsaufführungen fortzusetzen. Zur Direktion berief er seinen früheren Schüler Christoph Schmidt, der Sohn seines langjährigen Amanuensis. Die Orgelvorträge übernahm er selbst.

Anfangs spielte er seine alten Schöpfungen aus dem Gedächtniß; zuletzt ließe er es zu improvisiren. Das Orchester spielte bloß die Violine und warierte dann in der Pause auf das gewohnte Signal des Dirigens, um wieder einzutreten. Es soll ein Anblick sein Weinen gewesen sein, wenn man den sonst starken Greis zur Orgel hin und hernach wieder gegen die Zuhörer hinführen sah, um ihnen die übliche Verbeugung zu machen, — wenn er aber seinen „Samson“, dem er nun ganz gleich, aufgeführt und wenn der Held des Oratoriums in die erschröckende Klage ausbrach:

Nacht ist's umher,
Nicht Sonn, nicht Mond,
Kein Mirer Schein
Erlaucht meinen Pfad . . .

dann sah man den alten Mann erbleichen und bittere Thränenbäche aus den erschrockenen Augenjernen hervorströmen.

Sein Testament hatte Händel schon im Jahre 1750 gemacht. Das Abnehmen seiner Kräfte bewog ihn, vom Jahre 1856 ab mehrere Zusätze zu machen. Wer den ganzen Händel kennen lernen will, der läse diese Codicillen, in denen sein weiches, warmes Herz oder derer gedankt, die ihm nahe gestanden haben und die seiner Hüße bedürften. Der Mensch Händel ist eben so groß wie der Künstler Händel.

Am 6. April 1759 starb er noch einmal den „Messias“ auf. Als er den Weg von Coventgarden nach seiner langjährigen Behausung in der Bachstraße dahinschritt, that er seinen letzten Gang. Acht Tage später, am 14. April, ging seine Seele heim.

Die englische Nation zeigte sich des Verlustes bewußt. Ganz London war in Bewegung. Sobald des Meisters sterbliche Hüße aufgebahrt war, zogen Tausende und aber Tausende nach der Bachstraße, um sein theures Antlitz

noch einmal zu sehen. Als ob man sich von dem großen Todten nimmer trennen könnte, wurde die Besichtigung von Tag zu Tag verzögert — endlich, sechs Tage nach seinem Abschieden, führte man die Leiche zum Westminster, wo alle die Großen ruhen, denen sich England über den Tod hinaus verpflichtet fühlt.

In dem berühmten Dichterwinkel der Westminsterabtei hatte sich die Erde aufgethan, und an der Seite Chateaufre's wurde Georg Friedrich Händel bebetet. Das war sein Platz; neben dem Großmeister der Worte mußte der Großmeister der Töne seine Ruhestätte bekommen, um am Tag der großen Hofsaume neben ihm zu erwachen und Hand in Hand mit ihm zum Throne dessen zu treten, von dessen Herrlichkeit zu zeugen das Lebenswerk der beiden Genien war.“ (Armin Stein.)

Während die musikalische Welt dieses wie jenseits des Kanals den Händeltag in großartiger Weise feiert, rührt man sich zu derelben Zeit, den zweihundertjährigen Geburtstag des großen Leipziger Thomas-Cantors, den Gebortstag Johann Sebastian Bach's festlich zu begehen. Hand sich in den anpruchsvollen Bildern, welche wir durch unser Sonntagsblatt veröffentlichten durften, seine Gelegenheit, den Hallischen Meister zu dem Leipziger Thomas-Cantor in Beziehung und in Vergleich zu stellen, so darf am Schlusse dieser Bilderreihe, wo wir über Händels Stellung in der Musik-Geschichte zu sprechen haben, ein solcher Vergleich gezogen werden. Will man wissen, wer und was Händel gewesen ist, so wird sich das aus der Vergleichung dieser beiden großen Charakterköpfe am ehesten ergeben.

Der bekannte Fr. Rochitz hat uns hierbei eine der feinsten Charakteristiken gegeben. Er sagt:

„Die Lebensgeschichte Händel's und Bach's, gewährt, besonders wenn man die eine der anderen gegenüberstellt, ein großes Interesse; sie gewährt es selbst denen, die sonst an Musik und Musikern wenig Antheil nehmen, wenn sie nur mit Sinn zu lesen wissen, was nicht immer mit Sinn ausgesprochen, sondern nur eifrig und fleißig berichtet worden ist.“

Händel und Bach, geboren fast in einem Momente, Beide in hohen Mannesjahren verstorben, kräftig und thätig fast bis zum letzten Lebensjahre, Beide Sachkenner, Beide auch an Körper große, gewaltige, eisenharte Männer. Bei Beiden drängt sich das enigmatische Musiktalent schon in frühen Kinderjahren unübersehlich hervor; Beide erlangen schon in der Knabenzeit, und gar nicht nach dem gewöhnlichen Gange menschlicher Dinge, einen gründlichen und strengen Unterricht in Theoretischen und Praktischen ihrer Kunst, Beide von ausgezeichneten Organen zu werden. Beide gelangen später, und wieder nicht nach gewöhnlichem Lauf der Dinge, zu einem viel mehr umfassenden, höheren Beruf, werden weit und breit berühmt, auch von verdiebnen der größten Fürsten ihrer Zeit achtungsvoll ausgezeichnet; Beide erkennen das dankbar, lassen sich aber dadurch auch nicht um ein Haar von der Art ihrer vorherigen Kunsttätigkeit verlocken. Beide zieht es nach allen windigen, damals üblichen Gattungen und Formen ihrer Kunst, Beide arbeiten auch für alle, aber Beide eignen und widmen sich vor Allem dem Erhabenen, Großen, Reichem, Vollgültigen, und zwar am liebsten, dieses angewandt auf religiöse Gegenstände und für religiöse Zwecke. Beide sind Männer — streng rechtlich, geradeaus, und mit Geist und Seele auch ihrem Christenglauben anhangend, Beide sogar Letzte in höheren Lebensjahren nach gewissen, halbdunkeln, aber großartigen Ansichten dieses Glaubens, doch aber entschieden sich Beide darum keineswegs ihren weltlichen oder bürgerlichen Verhältnissen und Geschäften. Beide erblinden im Alter, ohne deshalb ihrer Kunst, sogar auch dichtend, untreu zu werden; Beide entschlafen ruhig und gottgeehrt, von ihren Zeitgenossen wenig verstanden, aber geehrt und respektirt, erst von der Nachwelt gefaßt und gebührend — nicht wenig Aehnliches, und doch so gänzlich verschieden.

Händel's unruhiger, lebensstärklicher Geist, der von früh an hinaus zum Weiten und Fremden drängte, warf ihn schon als Jüngling in's Genüß der Welt, und er gestaltete sich darin bis über die Hüfte seines Lebens; er gefiel sich darin, mochte es da zu freieren oder zu lieben, zu erobern oder zu behaupten gelten. Alles, was über das Gewöhnliche hinausgeht, mochte Menschen ergreift, Menschen beherrschend, wollte er kennen lernen, wie im Leben, so in seiner Kunst; von Allem Genüß ziehen für Geist und Charakter, ohne sich irgend Einem zu unterwerfen. Er mochte am liebsten mit Massen des Volks, unter dem er lebte, zu thun haben; gern auch mit Großen, die ein Volk regieren; ihm selbst raubten fallen aber weder die Einen noch die Andern; dafür wollte er jedoch freiwillig ihnen mit aller Treue dienen. An Allen und mit Allen lebte er sich verbunden im Leben und in seiner Kunst; Alles in eigne Erfahrung bringen. Er ließ nicht ab und setzte es durch, wie kaum irgend Einer seines Gleichen; er machte die vielfältigsten Erfahrungen, höchstfreudig und höchst schmerzliche. Nun erst, in gestättiger Fülle der Manneszeit, fing er an, Abrechnung zu halten, Abrechnung mit

sich und den Dingen; und nun wählte er, was seinem gesammten Weien am vollkommensten sich eignete, und blieb fortan ihm treu bis zum Tode, erreichte aber auch darin, nur sich selbst gleich, was Keiner, weder vor noch nach ihm, erreicht hat. — Er blieb unvermählt, starb reich und ruht in der Westminsterabtei unter prächtigen Monumente. Sein Leben hat durchaus etwas Heroisches.

Dagegen Bach. Seit diesen nur erst das Glück widerfahren, als Organist angestellt zu sein in — Arnstadt, mit 70 bis 80 Thalern jährlichen Gehalts, so fand er seine Ansprüche erfüllt. Er bewarb sich um keinen höheren Posten, sondern folgte nur jedem Rufe, der umgedeutet ihm zufam, um ihn als ein Geschenk der Vorsehung annehmen zu können. In jedem neu erlangten Amte war nur sein Streben, es auf's Möglichste zu erfüllen. Dagegen bequeme er sogar seine dichterischen Gaben an. So schrieb er als Organist Orgelstücke, als weimarischer Kirchenkomponistur Psalmten und geistliche Kantaten, als Musikdirektor der Hauptkirche Leipzigs seine großen, weichtimmigen, schwierigen, gelehrten Werke; jene Werke, welche so oft uns in den Hall sehen, daß der äußere Sinn nicht mehr ausreicht, sondern daß wir einen zweiten zu Hilfe nehmen müssen. . . . Nicht selten verlangten Könige und Fürsten ihn zu hören: Dann ging er hin, beziehentlich, that ihren Willen, und kehrte ebenso befriedigt in sein enges Haus zurück. . . . Er lebte von früh an verheirathet, erzeugte eine ganze Kolonie von Kindern, starb arm und ruht auf dem Leipziger Kirchhof. Niemand weiß, wo? . . . Sein Leben hat durchaus etwas Patriarchalisches.“

Das sind Worte von Rochitz. Sie sind geeignet, durch ihre Anschaulichkeit das Bild beider Männer näher vor Augen zu stellen. Damit dürfen wir schließen: Haben meine kleinen Bilder das Interesse für den Hallischen Meister angeregt, dann haben sie ihren Zweck erfüllt.

„Es war einmal.“

„Es war einmal.“ — So begann die Großmutter stets ihre Erzählung, die sie den Kindern in der Dämmerstunde nicht vorenthalten durfte, denn die kleinen Dramen ließen ihr keine Ruhe, bis die Zauberformel der drei Worte erklang. Kinder sind eigenartige Wesen; alles, was ihnen Liebe und Zärtlichkeit freiwillig bietet, beanspruchen sie als ihr Recht und wehe dem, der es ihnen zu verlagern wagt. In dem großen Staat der Kleinen giebt es Intriguen und Revolutionen, wie nur je in der Welt der Erwachsenen, und wer sich in der Gunst des kleinen Volkes, die manchen gar unentbehrlich ist, behaupten will, muß ihm schmeicheln, sich ihm gegenüber in den Grenzen seines Begriffsvermögens halten und vor allem die jugendliche Phantasie zu beschäftigen suchen. Herz und Kopf des Kindes verlangen unausgesetzt Beschäftigung, sonst können sie gefährlich werden wie Volksmassen, die der Leitung bedürfen wie die Kinder. Der Blick der Kinder ist scharf, weil er noch ungetrübt ist und daher erlebt es nicht selten an denen, die ihm stets über alles erhabend sein sollten, an den eignen Eltern, seine erste Enttäuschung. Je nach der Individualität der Kinder ist diese eine bewußte oder unbewußte, das will sagen eine klar empfundene oder nur geahnte. Immer aber wirkt sie unheilvoll, weil sie eine bergende Hülle abstreift und die Wirklichkeit in ihr ermitte, nur zu oft trauriges Recht zu treten beginnt. Das Kind aber hat eine Scheu vor der Wirklichkeit, es lebt in einer enträumten Welt. Ant es, daß jene seinem traumhaften Blick allmählich den Staub von den glänzenden Schmetterlingsflügeln streifen wird?

Diese unbewußte Scheu vor der Wirklichkeit, deren Verständnis nur mit dem besten Herzzut jedes Einzelnen erkauft wird, erklärt die lebensstärkliche Keigung der kleinen Weltbürger für das Märchen und manche Großmutter wird nur deshalb von den Enkeln mehr als die eigene Mutter vergöttert, weil sie die Einbildungskraft mit jenen köstlichen Erzählungen beschäftigt, die ein Bild der wirklichen Welt sind, aber ihre Abgründe, ihre Stacheln und Dornen unter phantastischen Hüllen bergen und alles in eine unbestimmte Vergangenheit rücken, in deren Dämmerhülle Himmel und Erde zusammenfließen.

„Es war einmal.“ — so tönte es allabendlich von dem altväterlichen Schnepfen am Ofen, in dem die Großmutter zu sitzen pflegte. Das Feuer im Ofen prasselte gar lustig und freute seine zitternden Lichter auf die Wände und die Decke des Gemachs, bis die Lampe hereingebracht wurde, die mit ihrem klaren Schein alles Grauen und Gruseln der kleinen Leute zerstörte. Nur in der Dämmerung waren die Märchen schön. Die kleinen Bergen klopften jedesmal zum Zerplatzen, wenn die sanfte Stimme, der Leben und Leiden aller Schätze genossen, anhob: „Es war einmal.“

Der Knabe stand stets am Sessel der Erzählerin und zwar so nahe, als wollte er ihr die Worte vom Munde fischen, das kleine Mädchen mit den goldenen Locken saß auf einem Schemel zu ihren Füßen und lehnte sich an ihren Schooß, als werde ihr das Haupt zu schwer von all dem Wunderbaren, daß sie vernahm. Die Alte strich oft mit der Hand über das seidene Haar des Kindes, be-



sonders wenn sie von der Prinzessin mit dem Goldhaar erzählte. Das kleine Mädchen fühlte sich dann jedesmal sehr geschmeichelt, denn sie begriff, daß sie für die Großmutter jene schöne und vornehme Prinzessin sei.

„Et aber war die alte Frau gar nicht in der Stimmung, Märchen zu erzählen, denn ihre Gedanken schweiften nicht selten gerade zur Zeit der Dämmerung weit in die Vergangenheit zurück und oft stochte sie unwillkürlich nach den erlöschenden Worten; „Es war einmal.“ — An die Stelle der Märchengestalten traten andere, die der Wirklichkeit angehört und das Mädchen ihres eignen Daseins belebt hatten, deren Geschichte sich aber jetzt in die drei einfachen Worte zusammendrängen ließ: „Es war einmal.“ — Diese Erinnerungen lösten oft Thränen aus den alten, müden Augen, aber sie wurden schnell und verstoßen getrocknet und die Kinder gewahrten sie im Zwielicht nicht. Die Großmutter sah sich selbst im Licht des Märchens, wie alle alten Leuten, deren Einbildungskraft gerfließen. Ihr einst dunkelglänzendes Haar war weiß geworden, wie das der Schneefäkinig, in ihrem in der Jugend glatten und rosigen Gesicht, fanden so viele Runzeln und Falten, daß sie der alten Frau im Wache gleich, die in einem ihrer schönsten und oft wiederholten Märchen vorkam. Und war es nicht märchenhaft, daß sie jetzt die Kinder ihres Kindes vor sich sah, die Blüthen des Stammes, dessen Wurzel sie selbst war, Frühlingsblüthen im Schnee ihres Alters? Wenn sie so in Sinnen versank, bewegte sie das alte Haupt hin und her und die Kinder lachten leise darüber. Es war gar so possierlich, wenn die Großmutter mit dem Kopfe wadelte. „Es sieht gerade so aus, als ob eine weisse Blume auf ihrem Stengel hin und her schwankt“, sagte eines Tages der Knabe, dem die Phantasie des Märchens bereits die eigne gewockt hatte und die Schwester lachte über diesen Vergleich laut auf. Aber die Großmutter hörte sie nicht und der Bruder legte ihr fast erschrocken die Hand auf die rothen Lippen, um den Schall ihres Gelächters zu dämpfen.

Langsam gönnte die Kinder der alten Frau nicht, ihre Gedanken fortzuschleppen; war das zauberkräftige: „Es war einmal“ getrossen, so sah sie sich gezwungen, den wiederkehrenden Anfang fortzusetzen, wenn ihr auch großmüthig eine Pause gestattet wurde. So that sie sich gar oft Gewalt an, aber es war dann meist eine traurige Geschichte, die sie zum besten gab, etwa „Gewanter Tod“ oder „die böse Stiefmutter“. Vor dieser hatten die Geschwister gemaltreg Kapselst und als sie diese Märchen vernommen, gingen sie immer als gewöhnlich an den Lippen ihrer Mutter, wenn sie ihnen vor dem Schlafengehen den Mund küßte; war sie doch keine Stiefmutter wie jene.

Gespensergeschichten erzählte die kluge Großmutter nie, so sehr die selben sie der Abwechslung wegen reizten, denn es war keine leichte Sache, stets neues zu erfinden. Aber sie hobte den Aberglauben, obgleich man zu ihrer Zeit noch auf das Tischrücken und dergleichen geheimnißvolle Dinge geschworen hatte. Am schlimmsten erging es ihr meist nach Beendigung des Märchens. Während der Erzählung ließ die Spannung, in der sich die Kinder befanden, keine Unterbrechung zu, aber wenn der Königssohn die Schächerin heimgeführt und es hieß: „Wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute“ oder wenn der stiefgewordene Hampelmann über Nacht seine Gefeligkeit wieder gefunden hatte, brach eine Flut von Fragen über sie herein, die sie nur selten zufriedenstellend zu beantworten mußte. Allmählich gewannen in der Brust des Knaben denn auch Zweifel hinsichtlich dieser oder jener Begebenheit aufzukeimen, aber er suchte sie so gut als möglich zu unterdrücken und so bald ein neues Märchen begann, lauschte er so eifrig als je. Wenn aber der Großmutter die Gabe der Erfindung getwollig völlig verlagte und der Vorrath ihrer Märchen in den letzten Tagen erschöpft worden, so griff sie zu einem Mittel, das schon wiederholt seinen Zweck erfüllt hatte. Dann brachte sie die wunderthätige Geschichte „vom Mann im feurigen Fien“ oder von den „Feuergeistern“, da diese durch die Gluth in Ofen treffend illustriert wurden und die Kinder sich durch die handgreifliche Wahrheit für den mangelnden Reiz der Neugier entschädigt fühlten.

„Scht ihr die kleinen feurigen Männer wie sie geschäftig hin und her eilen?“ sagte die Alte, wenn die Funken sprühten. Und die Kinder saßen die Feuergeister leibhaftig vor sich. „Jetzt haben sie einen glühenden Felsen geprengt“, sagte die Großmutter, wenn eine Kofle knisternd pläzte. „Die müßten aber Kraft haben“, sprach das kleine Mädchen. „Dazu gehört keine Anstrengung“, meinte der Bruder, „das kann ich auch“, und er ergriff die Feuerzange und schlug auf eine prächtig glühende Kofle, die sofort auseinanderfiel.

„Nun höst du die Feuergeister verjagt“, sagte die Großmutter, indem sie erleichtert aufatmete, „und nun ist das Märchen zu Ende.“

„Nein, ich habe sie todgeschlagen“, versetzte der Knabe stolz.

„So zeröst sich jeder seine Illusionen“, murmelte die Alte vor sich hin und sah noch lange in die verglimmende Gluth.

Abend auf Abend verging so in dem traulichen Gemach. Aber das kleine Mädchen mit dem Goldhaar wurde krank und starb und die Großmutter versummte eine Zeit lang. Das waren doppelt traurige Abende für den Knaben, der sein Schwermüthen geliebt hatte, schon weil er sich als ihr Beschützer angehen und sie vor hundert eingebildeten Gefahren bewahrte. Jetzt sang es auch ihm im Innern: „Es war einmal“, und dann mußte er immer an die todte Schwester denken und bitterlich weinen, da er sich gar nicht vorzustellen vermochte, wo sie hingekommen sei. — Das Märchen seines Lebens begann sich zu entspannen.

Nach einiger Zeit aber ließ die Großmutter sich erbitten und erzählte nach wie von Märchen in der Dämmerung. Aber sie fand an dem Knaben allein kein so aufmerksames Publikum mehr, wie früher an den Geschwistern, da wurde die kleine Nachbarin herbeigeholt, die aber kein goldenes, sondern dunkelbraunes Haar hatte und auch die das Märchen von der Prinzessin mit dem Goldhaar gar nicht paßten wollte. Auch erzählte es die Großmutter nie mehr. Das fremde Mädchen sah auch nicht auf einem Schemel zu ihrem Hüßten, sondern auf einem Stuhl ihr gegenüber, wie die erwachsenen Leute. Mehr als einmal geschah es auch, daß die alte Hand den blonden Kopf, den sie an ihrem Schopf geliebt wählte, streicheln wollte, aber sie fand ihn nicht und griff ins Leere.

Allmählich hatten die Kinder in Mägen des Märchens den bunten Inhalt des Lebens gefaßt, unbewußt zwar aber die Eindrücke, die sie empfangen, waren deshalb nicht minder tief. Als die Großmutter endlich die Augen für immer schloß, war es dem Knaben, als sei alle Weisheit der Welt versiegt. An ihrem Grabhügel schien es ihm, als ob alle die wunderbaren Geschichten, die er vernommen noch aus der Tiefe zu ihm herauftrönten, denn er konnte es nicht fassen, daß der bereite Mund für immer verstummt sei.

Nach und nach aber wichen die erdichteten Märchen wieder in die Nacht, der sie entsaucht, zurück, je mehr sich das Märchen des Lebens dem heranreifenden Jüngling und endlich dem reifen Mann erschloß. Die kleine Nachbarin war seine Braut und dann sein Weib geworden, aber eines Tages stand er auch an ihrem Grabe, wie er zuvor schon an dem Hügel seiner Eltern gestanden. Er zog aus der Heimath fort und bereiste fremde Länder und sah die Märchenphantasie der Großmutter gar oft durch die Wirklichkeit übertröpfen. Er sah Länder, in denen die Schwäne schwarz waren, wo die Büume mit den Wurzeln nach oben wuchsen, er sah Blätter, die zu Krähen gefügt wurden und schwarze, braune und gelbe Menschen und Affen, die sich von jenen nur wenig unterschieden und er begriff, daß die wirkliche Welt reicher und phantasischer sei, als das Märchen, wenn man sie recht ins Auge zu fassen versteht.

Als er endlich heimkehrte, neigte sich auch das Märchen seines eignen Lebens bereits zu Ende. Er suchte die Strafe auf, in der sein Vaterhaus stand, allein er fand es nicht mehr. Man hatte es niedergereizt und ein neues prächtiges Gebäude an seine Stelle gesetzt. Das schien ihm, trotzdem er viel gesehen und erfahren, ein Märchen, nicht unbegreiflich zwar, aber doch höchst wunderbar. Er hatte geglaubt, das Haus, wo er geboren und herangewachsen, aus dem man die Schwester, die Großmutter, die Eltern und sein Weib hinausgetragen, müßte für die Ewigkeit gegründet sein. Aber er sah, daß er sich getäuscht habe, und daß die Erfahrung erst mit dem Tode erbe. „Und auch dann vielleicht nicht?“ sang eine fragende Stimme in ihm, und es war, als sei es die der Großmutter und töne aus dem neuen Hause, das ihm so fremd war. Er betrachtete daselbst näher, schüttelte den grauen Kopf und murmelte, indem er weiter schritt: „Es war einmal.“

Bald befand er sich auf dem Friedhof, und als er an den Gräbern seiner Aeltern, die eine ganze Reihe bildeten, stand, tänzte es abermals in ihm: „Es war einmal!“ — wie der Nekrains eines wehmüthigen Liebes. Am Hügel der Großmutter aber entsann er sich, wenn auch nur dunkel, ihrer Märchen und erkaunte über die einfallige Weisheit der alten Frau, die alle Lust und alles Leid des Lebens in Märchenform auszudrücken vermochte.

Der Abend war herangebrochen und über ihm glänzten die Sterne, und es war dem Manne mit dem Gemüth eines Kindes, als seien sie himmlische Märchen. Der Einsame blühte zu ihnen auf und grübelte, ob es möglich sei, daß dort die Seelen seiner Abgehenden in ewiger Wandlung begriffen, in ewiger Wanderung von Stern zu Stern auf ihn niederschauen könnten? Aber dann sang es ihm wieder im Innern: „Es war einmal!“ — War? „Nein“, sagte er mit fester Stimme, „es ist und wird sein.“ — Und mit diesem tröstlichen Gedanken schritt er durch die Nacht heimwärts.

Für alles Befiehende aber heißt die Forderung der Zukunft, die mit Wippschnelle zur Gegenwart wird: „Es war einmal“, und seine Unsterblichkeitslehre vermag darüber hinwegzuführen.

Alles auf Erden ist ein Gleichniß, das Menschenleben ein Gleichniß der Geschichte, und die ein Gleichniß des Menschenlebens. Hinter allen Erscheinungen ist ein hoher Sinn verborgen und nichts ist unbedeutend oder geringfügig im Menschenleben, dem uralten Märchen aus den Kindheitstagen der Welt. Dem fortsichenden Blick gewinnt die Pflanze, der Stein und das Thier erhöhte Bedeutung, und das Kleine wird ihm ein Gleichniß des Großen und Erhabenen. „Auch das Ewige“ sagt der Thor. Aber die Ewigkeit ist ein Märchen wie die Unendlichkeit, nur als Gleichniß vermögen sie vor der Vernunft zu bestehen. Und wenn einst der Ball, auf dem ungezählte Geschlechter der Menschen entstanden und vergangen, erkaltet sein wird, wenn die Ruhe des Todes und der Erstarrung über der Erde herrscht, wird es von den Lippen seliger Geister und teuflischer Dämonen klingen: „Es war einmal.“ — Dann wird alles Irdische nichts als ein Märchen sein und der Mensch vielleicht in der Einbildungskraft anderer Geschöpfe auf andern Sternen als ein phantasistisches Fabelwesen umgehen.

Dann werden die Worte angezählter Großmütter, mit denen sie hinter die trunkenen alten Geschichten beginnen, wenn glühende Kinderangen begierig an ihren Lippen hängen, eine tragische Bedeutung gewinnen und die Stimme des Weltgeistes, der nicht nur eine schöpferische, sondern auch eine zerstörende Gewalt ist, wird höhnisch tönen:

„Es war einmal.“ — Und das Echo in ungeheuren Klamm wird antworten und von Stern zu Stern schallt es geisterhaft:

„Es war einmal!“ —
(Von Ernst Koppel im Magdeburger Anseher.)

Männigfaltiges.

Kleine Blumen, keine Blätter.

Mit jedem Dauch entfliehet ein Theil des Lebens, Nichts beut Erjaß für das, was Du verloren; Drum lüchle früh ein würdig Ziel des Strebens: Es ist nicht Deine Schuld, daß Du geboren; Doch Deine Schuld, wenn Du gelebt hast nicht.
Friedrich Bodenstedt.

Kommt man aus tiefer Brust zu Klagen,
Dann heißt's: wie kam aus der doch plagen!
Doch trägt man's klaren Angeichts,
Gleich schreit's: Der Mensch empfindet nichts.
Gottfried Kinkel.

Friedlich die Tochter des heutigen Tages ist immer die Dichtkunst,
Aber die Mutter zugleich soll sie des künftigen sein.
Was die Epoche besitzt, das verkündigen hundert Talente,
Aber der Genius bringt abend hervor was ihr fehlt.
Emanuel Geibel.

Am Leben wie in der Dichtung
Hat jeder Geist seine Richtung
Zur Höhe oder zur Tiefe:
Bei den meisten ist eine Kluft.
Friedrich Bodenstedt.

Niemand ist ungelehriger, als ein Lehrer vom Fach.
Graf Ulrich v. Schad.

Quadrat-Arithmo-graph von Berthold Arnau.

	1	Ruchstabe			
	9 2 3	Verfeinerter Gold Spaniens			
	11 2 3 13 5	Stadt in Spanien			
	11 12 14 4 15 15 4	Wiederbauer			
	15 12 11 4 5 16 2 4 5	Beliebtes Getränk			
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10	17 15 2 7 1 4 5 17	Kleines höheres Gesch.			
	6 18 15 2 14 12	Stadt im russ. Govv. Twer			
	7 12 5 8 18 13	Gott der alten Griechen			
	12 9 18	Heiligthum, nicht, ob feierl. Handb.			
	10 10	Buchstabe			

Die Diagonalen des auf der Seite liegenden Quadrats nennen etwas, das nicht Jeder vertragen kann.

Diamant-Räthsel von B. Fuhrmann.

Aus folgenden 85 Buchstaben: 9 a, 1 b, 3 c, 5 d, 12 e, 2 g, 5 h, 2 i, 1 k, 3 l, 4 m, 6 n, 3 o, 1 p, 6 r, 11 s, 2 t, 4 u, 1 v, 2 w, 2 x, ist ein auf der Seite liegendes Quadrat zu bilden, dessen Diagonalen eine Stadt in Thüringen, und in welchen, von links nach rechts, folgendes zu lesen ist:

1. Consonant. 2. Vortug. Titel. 3. Fluß in Europa. 4. See in Afrika. 5. Gebirgsname an der österr. Meeresküste. Grenze. 6. Ein Wald. 7. Jene Stadt. 8. Stadt in Serbien. 9. Weiblicher Vorname. 10. Sperfe. 11. Vogel. 12. Säugethier. 13. Consonant.

Räthsel von E. S. Vierling.

Es ist ein klein und großes Ding,
Von mancherlei Gestalt,
Selbst ohne Salomo's Siegelring
Ist es in Gemalt.

Du findest es in jedem Haus,
Nur nicht im Freibornschloß,
Schon hat es einmal nur,
Doch Alt und klein und groß.

Halt Du's verstaubt, dann hast Du's auch,
Ist Du's Genie, dann nummer;
Die Magd, die hat's nach altem Brauch,
Doch nie in ihrem Zimmer.

Graf Taaffe hat es zweimal gar,
Auch in der Feldbandart;
Der König hat es in dem Saal,
Der Herrzog in dem Barte.

Das Ding zu finden ist nicht schwer,
Es wird sehr leicht Dir glücken,
Schnell nur im Räthselring erseher,
Und achte auf die Wäiden.

Dreifelhige Charade von H. J.

1.
Bald lomm' ich aus Norden, bald lomm' ich aus West,
Scheut nicht mich der Fien, der Siden den Rest;
Wiech sind's Tu im Thale, mich kenne die Höh'n;
Verrietst ich die Melod, ist's doppelt so schön.

2. 3.
Uns haben — was?! — Ratten, das Säugethier,
Uns führt Du vielleicht gar selber der Fir.
Die Alken aus trugen bald größer, bald klein,
Nach werden wir beide modern wieder fein.

1. 2. 3.
Schürste, ich schürste, mein Feier so werth,
Nicht hast Du schon öfter, schon öfter verzehrt.
Du thatest, mein Weiber, am Ende das Gar,
Weil 1, 2, 3 heißen verdrießlich Dir war.

Räthel-Räthsel von Franz Marx.

Es ist ein Strom in deutschen Gar'n,
Nann kann ihn auf der Karte schau'n,
Nebst ihm leichter ihn zu finden,
Sucht folgendes noch zu errindnen:
Wenn mitten hin in des Stromes Fluß
Nun Nordland's Herrscher zu feigen gerüht,
Dann führt der Fluß mit dem Potentaten
End vor den Namen des Diplomaten,
Der dächten über'm Rhein einmal
Gar mächtig war als Kardinal.

Lösungen aus Nr. 7.

1. Homonym: Schauer. — 2. Charade: Esblumen. — 3. Anagramm: Drei, Vier.

Correspondenz.
Dr. F. Familie Bräunig, Alles richtig. C. S. in B. Wir werden das stündlich berücksichtigen. R. Ziehlitz, G. R., M. P. M. S. richtig. A. S. Reuter'se Kämpfen können wir leider angeblich nicht verwenden. A. R., S. 2, B. G., A. R. 2, richtig. M. 2, in 2. Sie nehmen eingehende, beachtenswerte Anfragen stets mit Dank an, müssen aber bitten, die Lösungen derselben Fremdschrift beizugeben zu wollen. A. Wendt 1 und 2 aus Nr. 6 richtig, die Sie bereits gelassen haben werden. E. Müller, 1, 2 richtig.

